

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 16

Artikel: Freude!
Autor: H.O.E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 16 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

16. April 1938

Ostern

Sei uns begrüßt, du Ostermorgen,
Mit deinem hellen Morgenschein;
O, senk' auch deine Friedenswonne
Ins trübe Menschenherz hinein.

Zu lang schon treiben Groll und Rachsucht
Und Neid darin ihr frevles Spiel,
Und leiten immer ferner, weiter
Es ab von seinem heil'gen Ziel.

Hin rafet es im blinden Wahne,
Schon irrig an sich selbst und Gott,
Und treibet mit dem eignen Heile,
Mit andrer Glück, nur frevlen Spott.

Darum, o heil'ge Osterfeier,
Geh' auch in Völkerherzen ein!
Den bösen Zwist der Nationen,
Laß endlich ihn begraben sein!

Laß Zwietracht, Haß und Bruderfehde
Wie Nachtgespenster bleich verwehn,
Und Liebe, Eintracht und Versöhnung
Zu neuem Leben auferstehn.

Walter Schweizer.

Freude!

Ich blättere im alten Liederbuche. Da stehen sie, die schmucklosen Weisen: „Heiterkeit in der Natur“, „Frisches Leben“, „Rundgesang im Freien“, „Die schöne Welt“ und so viele andere, die im gleichen Sinne gedichtet und in Töne gesetzt wurden.

Ach ja, man braucht kein unbedingter Lobpreiser der früheren Zeit zu sein, aber das läßt sich nun einmal nicht leugnen: die Ruhe des Gemütes, die unsere Vorfäter besaßen, ist dahin. Immer werden wir angetrieben: „Begehren sollst du, sollst begehren!“ und das Ergebnis von all dem Hasten ist doch nur ein Verschmachten nach Begierde inmitten des Genusses.

Damals klang der Ruhm der Genügsamkeit, damals ergötzte man sich am Einfachen, und eine innige Verbundenheit mit der Natur machte die Menschen froh. Wahrhaft kindlich erscheinen uns die Seelen, die namentlich um Ostern und im Lenz von einem tiefen Glücksgefühl bewegt wurden.

Aus solchem Geiste heraus ist einst auch Höltys „Aufmunterung zur Freude“ entstanden.

„Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang uns Lenz und Jugend blüht!“ ruft der Dichter aus, der in so frühen Jahren aus dem Leben gerissen werden sollte und dessen Poesie eine wehmütige Todesahnung war. Er gibt sich mit ganzem Herzen den Freuden hin, die diese Welt zu bieten hat. Da rauscht ihm der Wiesenquell, da scheint der liebe Mond, da erlabt ihn der Saft der Purpurtraube, und ein Kuß auf einen roten Mund ist seine Wonne.

Und wenn wir uns nun prüfen, ob wir denn die Fähigkeit zum Abstreifen der Alltagsorgen völlig eingebüßt haben, so dürfen wir sprechen: Nein! Im Innersten sind auch wir heute noch imstande, schlicht und einfach zu empfinden, wir sollen nur den Mund dazu haben.

Unsere Zeit will alles sachlich, nüchtern und skeptisch angeschaut und behandelt wissen, und es ist auch durchaus recht, wenn wir uns von Sentimentalitäten freihalten, denn in ihnen steckt viel Unwahres. Aber hüten sollen wir uns davor, mit der Unrechtheit zugleich die Seligkeit des Fühlens zu bespötteln, denn sie gehört zu den wertvollsten seelischen Gütern, und wer ihrer bar ist, der lebt arm dahin.

Aber wer könnte denn ihrer bar sein? Wer geht jetzt des Morgens an seine Arbeit, schaut in den Sonnenschein hinaus, läßt das frische Grün, die schimmernden Blüten, die selbst in der Stadt nicht fehlen, in seine Augen leuchten und käme nicht zu der Erkenntnis, daß der Idealismus nicht auszurotten ist aus den Herzen der Sterblichen, derer kleine Spanne ihrer Tage unsagbar viel Leidens, aber auch unendlich viel der Freude umfaßt?

Wir streben vorwärts, erfinden und erfunden, was das Leben besser und bequemer zu ertragen macht, wir ändern mühsam im Laufe der Jahrhunderte die ganze Daseinshaltung, der Schöpfer aber spricht in jedem Jahre sein urewiges, allgütiges „Werdel!“ und sieh: da schwillt es um uns auf in Millionen Knospen, da lockern sich die Beete in die Höhe, da beginnt es,

sich zu färben in tausend Abstufungen heute wie schon vor langen, langen Epochen, — immer das Alte, und trotzdem immer das nie geschauten Junge, Reizende, Neue, und wir stimmen mit Höflichkeit ein: „O wunderschön ist Gottes Erde!“

In diesem Worte kommt all das Entzücken, alle die Dankbarkeit zum Ausdruck, die uns beim Anblick der verjüngten Natur, dem Urbilde der Kraft, der höchsten Lust, der erhabensten Größe und der ewigen Gesetzmäßigkeit mit brausender Gewalt durchfluten. Die „Schönheit an sich“ ist es, die sich da draußen entfaltet. Sie weiß nichts von Kunst- und Formregeln, und dennoch rundet sich alles an ihr in der vornehmsten Harmonie, und wir reich begabten Menschenkinder, wenn wir danach trachten, in der Kunst ein wenig der Natur nahe zu kommen, wir stehen schier ratlos vor der Selbstverständlichkeit dieser Schönheit, wir leiten ästhetische Gesetze über Gesetze aus ihr ab und suchen danach zu handeln, und dabei ist ein Grashalmchen mit seinem blinkenden Tautropfen an der Spitze herrlicher als alles Künstliche, befriedigender und — unerreichbar, unnachahmlich.

In der Fülle des Frühlings ist dem Menschenherzen etwas gegeben, wofür es frei schwärmen und sich reuelos begeistern kann. Denn diese Begeisterung ist ein Gegenstück des Geschöpfes an seinem Schöpfer, und ist es auch nur eine kleine Gabe: sie wird freundlich angeschaut, denn sie ist ein Zeichen dafür, daß wir wissen: die Erde ist „wert, darauf vergnügt zu sein“.

Sicherlich! Es ist traurig vieles unvollkommen hienieden, es gibt traurig viele Menschen, die das Frühlingsjauchzen nicht vernehmen vor der hohl dröhnenden Stimme der Not, vor dem Pochen der Sorge an ihre Tür, aber die anderen, die es besser haben, die ein Vergnügen im edelsten Sinne an der Welt spüren dürfen, werden aus der Frühlingserkenntnis das Pflichtgefühl schöpfen, den leiblich und geistig Armen zu helfen, damit auch diese auf Erden vergnügt Menschen sein können. Die Erde ist's wert, daß alle, die auf ihr wandeln, imstande sind, die Schönheit der Natur und darin Gott zu schauen, und niemand, der den Frühling genießt, wird sich in all seinem Wohlgefallen dem Wunsche verschließen können, das eigene Mitleid mit fremden Schmerzen zur Mitfreude der anderen umzuwandeln.

Wert ist die Erde, vergnügt auf ihr zu sein, darum seien wir denn auch Menschen, die dieses Vergnügen verdienen, edel, hilfreich und gut, und unsere Gedanken seien rein und blank wie ein Frühlingsmorgen. So wenig wir freilich mit aller Kunst ein echtes Blättchen herzustellen vermögen, so wenig werden wir zu der hohen Schönheit und Abgeklärtheit gelangen, die aus der Natur erstrahlt, aber wenn wir bei dem Bewußtsein des Unvermögens gleichwohl in unserem Streben verharren, so birgt eine solche Arbeit an uns selbst schon den Lohn in sich.

Uns von dem Wulst des Unerquicklichen zu entlasten, den das öffentliche Leben und den die geschäftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse auf uns häufen, ist die Osterzeit köstlich geeignet. Völlige Erlösung zwar aus den Banden, die uns umspannen, gibt es nicht, aber recht tiefe Atemzüge in der Lenzesluft bewirken, daß sich die Seele auf sich selbst besinnt, sich hoffnungs- und glaubensvoll aufrafft aus allem, was sie hemmen und herabstimmen will und in aller Demut stolz aus wahrster Empfindung und Erfahrung heraus mit dem Dichter jubelt:

„O wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein.
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!“

H. D. E.

Wie man früher Ostern feierte

Von Walter Schweizer

Es war alljährlich im April, im „Ostermanoth“ — „Ostermonat“, wie Kaiser Karl der Große ihn später nannte — als unsere altheidnischen Vorfahren ihr „Ostarafest“ begingen, gefeiert zu Ehren ihrer Frühlingsgottheit „Ostara“, unter deren

leichten Schritten die ersten Weiden empor sproßten. Dankbaren Herzens wurden ihr die ersten Blumen, Vögel, Falter, Käfer gewidmet, das heißt, diese galten als ihre ersten Gaben als etwas Geheiligtetes, das man froh begrüßte und hoch und wert hielt.

Acht Tage währte die Dauer dieses germanischen Frühlingsfestes; in den „Osterräubern“ wurden Bäume gefällt, und mächtige „Osterfeuer“ auf den „Osterbergen“ angezündet, um sinnbildlich dadurch auszudrücken, daß die steigende Sonne des neuerblühten Jahres neuen Freudenschein, neues Licht und neues Leben bringe.

Als dann das Christentum den sichtbaren Lenz mit dem unsichtbaren einte, den ewigen inneren Frühling mit dem äußeren der Natur, das Erwachen der Schöpfung aus dem Winterschlaf mit des Heilands Tod und Auferstehen, da verband man diese Doppelfeier zu einem frohen Freudenfeste „Ostern“. Und weil der Erlöser an einem Sonntag auferstanden und am Tage seiner Kreuzigung Vollmond war, setzte im vierten Jahrhundert das Konzil zu Nicäa fest, daß das Auferstehungsfest stets am Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühling gefeiert werden sollte, also wenn dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag fällt, auf den nächstfolgenden Sonntag. Frühlingsvollmond heißt der erste Vollmond nach der Frühlingsnachtgleiche, der frühestens am 21. März, spätestens am 18. April eintritt. Das christliche Osterfest kann nie vor dem 22. März und nach dem 25. April gregorianischen Stils sein.

Ursprünglich beging die Kirche während mehrerer Jahrhunderte den Kreuztod des Heilands und dessen Auferstehung durch zwei besondere Feste, bis die düstere Trauerzeit der ersten Karwoche mit der hellen Osterfreude zu einem einzigen Fest sich verschmolz, das anfänglich drei Tage dauerte, um erst im 11. Jahrhundert auf zwei beschränkt zu werden. Manche von den uralten Bräuchen aber gingen mit auf Ostern über, nur daß die Beziehungen sich änderten und vertieften, indem an die Stelle des äußeren Lichtes der Welt das innere trat. Befassen doch die alten Germanen des Altertums sogar schon ihre „Ostereier“, das heißt, sie teilten zum Frühlingsfest rote Eier aus, denn das lebhafteste Rot ist ja die Farbe der Freude, während das kleine Ei von jeher schon als Symbol der Welt und der Fruchtbarkeit des warm pulsierenden Lebens galt.

Was die Feier des Osterfestes in altchristlicher Zeit betrifft, so war dieselbe eine sehr hohe, heilige, streng kirchliche, ohne weltliche Lust und Fröhlichkeit. „Christus ist erstanden“, lautete der allgemeine Gruß des Friedens und der Freude, mit welchem man sich einst begrüßte am größten aller Feste des ganzen Kirchenjahres. Frühmorgens ging man in die Gotteshäuser, ja brachte sogar einen Teil der Nacht in demselben. Mit Blumen bestreut waren die Eingänge und die Wege dorthin, und knospende Zweige, blühende Pflanzen schmückten das Innere derselben. Fahnen wallten feierlich von den Altären. Nachdem die Segnung der Speisung stattgefunden, folgte eine größere Prozession bevor der Gottesdienst begann, und nach der langen Feier fanden gemeinschaftliche Ostermahlzeiten statt, „Liebesmähler“, bei denen auch die Armen ihr Teil erhielten. Gibt es doch noch heute fromme Stiftungen, die an diesen alten Brauch erinnern. Auch gab man zu Ostern Gefangenen das hohe Gut der Freiheit wieder; außerdem aber fand die eigentliche Tauffeier der altchristlichen Welt größtenteils am Auferstehungsfest statt.

Der Name „Ostern“ ist schon verschieden gedeutet worden. Zum Beispiel will man ihn von „Osten“ abgeleitet wissen, weil mit dem Worte „Osten“ unzertrennlich ja der Begriff des Sonnenaufganges, der Auferstehung also, sich verbindet. Allgemeiner ist indessen die Deutung, daß es von dem altgermanischen „Ostara“ abstammt, von dem Begriff des Lenzes folglich, den unsere Vorfahren einst so hoch und heilig hielten, und den das Christentum dann zur schönsten Blüte entfaltete: als Aufgang der himmlischen Frühlings- und Freuden Sonne.